

Johannes Nosbüsch

Vom Eigenwert der Mundart

Seit einiger Zeit ist Mundart „in“. Waren in den Jahrzehnten nach dem Krieg viele dazu übergegangen, zum Zeichen ihrer „Gebildetheit“ ausschließlich Hochsprache zu sprechen (oder was sie darunter verstanden), häufen sich nunmehr die Beiträge und Veranstaltungen, in denen die Mundart fröhliche Urständ feiert. Mundartliche Zeitungsaufsätze, eigene Zeitschriften, Dichterlesungen bis hin zu Mundartwettbewerben, neuestens sogar in Gesang, sind an der Tagesordnung. Der nachdenkliche Betrachter fragt nach den Beweggründen für diese Trendwende. Geht es dabei wirklich um die Mundart oder nicht vielmehr um einen künstlich erzeugten Mode-Hit, vergleichbar dem gegenwärtigen Haschen nach sogenannten Antik-Waren? Letzteres wäre der Mundart mit Sicherheit höchst abträglich. Denn klingen solche Wellen einmal ab (was unausbleiblich ist), muß gleich ein neuer Hit herbei, der meist das Gegenteil des vorangegangenen bewirken will. Der hier drohenden Gefahr kann nur dadurch begegnet werden, daß eine Besinnung auf Wesen und Eigenwert der Mundart stattfindet, daß Fundamente freigelegt werden, die auch dann noch tragen, wenn die Mode-Aktualität längst abgesunken ist. Als erstes bedarf es dazu einer Besinnung auf das Wesen von Sprache überhaupt¹.

Vom Wesen der Sprache

1. Sprache als Verständigungsmittel

Schon im griechischen Altertum vor mehr als zweitausend Jahren wurde es zu den Eigentümlichkeiten des Menschen gerechnet, daß er ein sprechendes Wesen (*zoon logon echon*) ist. Der Mensch, so wußte man damals schon, unterscheidet sich vom Tier nicht zuletzt auch dadurch, daß er Sprache, „Wort“-Sprache hat. Aber weil uns das längst selbstverständlich ist, machen wir uns kaum Gedanken darüber, was es mit unserer Sprachlichkeit auf sich hat, was Sprache eigentlich ist bzw. was sie leistet. Sind wir aber einmal auf diese Frage aufmerksam geworden, antworten wir nahezu automatisch, Sprache sei Verständigungsmittel. Mittels der Sprache, so stellen wir fest, teilen wir uns gegenseitig Informationen über Dinge und auch über uns selbst mit. Als Sprachwesen sind wir nicht in uns selbst eingeschlossen, können wir Erfahrungen, die wir gemacht haben, festhalten und an andere weitergeben. So sammelte und sammelt sich

ein förmlicher Erfahrungsschatz an, der schließlich zu dem hinführt, was wir Wissenschaft, ja umfassender noch: Kultur nennen. Vergleichbares hat die Tierwelt selbst in ihren höchsten Vertretern nicht aufzuweisen.

Diese Sicht sagt ohne Zweifel Richtiges von der Sprache aus; bis weit in die Neuzeit hinein, ja bei gewissen Denkern bis auf den heutigen Tag, wurde und wird Sprache so und nur so gesehen. Aber es ist die Frage, ob damit das Problem der Sprache nicht ungebührlich verkürzt wird. Die dargestellte Deutungsweise legt die Annahme nahe, daß Sprache, indem sie Verständigungsmittel ist, nur das wieder- und weitergibt, was ich auch vor und unabhängig von dem sprachlichen Ausdruck schon vor Augen habe, etwa die Tatsache, daß Wasser nicht den Berg hinaufläuft, die ich – gemäß dieser Annahme – unberührt von sprachlichen Vorgegebenheiten erfahre und erst anschließend in Sprache fasse, um anderen davon Kenntnis zu geben. Meinen Zuhörern wird diese Erfahrung dann zwar erst durch die Sprache zugänglich, aber der in ihnen geweckte Nachvollzug vermag die sprachliche Vermittlungshülle abzustreifen; der Tatbestand steht ihnen ebenso wie mir als er selbst vor Augen. Allgemein gesagt: Das hier vorliegende Sprachverständnis läßt den Eindruck entstehen oder behauptet auch direkt, daß der Erkenntnis- bzw. Erfahrungserwerb losgelöst von seiner sprachlichen Fassung vor sich gehe (so in der marxistischen und allen positivistischen und pragmatistischen Sprachtheorien). Selbst wo er sprachlich vermittelt ist, gilt diese Vermittlung nur als äußerer Anstoß, gleichsam als Gefährter, das auf das von ihm Gefahrene so wenig abfärbt wie das Pferd auf den Reiter, dessen sich dieser zur Fortbewegung bedient. Aber ist die Sprache wirklich nur etwas derart Äußerliches, gibt es für uns wirklich die unabhängig von ihr geschaute Sache, zu der sie – aus „Belehrungs“-² bzw. Verständigungsgründen – lediglich hinzukommt?

2. Sprache als welterschließende Weltgestaltung

Es blieb Denkern wie Johann Gottfried Herder (1744–1803) und Wilhelm von Humboldt (1767–1835) vorbehalten, in diesem Punkt eine geradezu revolutionisierende Blickwendung zu vollziehen³. Was sie nachdenklich machte, war unter anderem die Tatsache, daß es auf der Welt nicht nur eine, sondern viele Sprachen gibt. Was sollen diese vielen Sprachen, wenn das, was sie zum Ausdruck bringen, mit der unterschiedlichen sprachlichen Fixierung nichts zu tun hat? Wäre es da nicht sinnvoller, es gäbe nur eine einzige Sprache, die das, was alle Menschen in gleicher Weise erfahren bzw. als dasselbe erkennen können, nun auch in einer allen gemeinsamen, für alle verständlichen Sprachgestalt zur Darstellung brächte? In der Tat ist von einer solchen Weltsprache, die das mühsame Fremdsprachenstudium überflüssig machen würde, immer wieder geträumt worden. Nach dem biblischen Mythos vom Turmbau zu Babel ist die Vielsprachigkeit gar die strafende Antwort Gottes auf Verblendung und Hochmut.

Für Herder und vor allem für Humboldt kann aber eine solche negative Sichtweise nicht das letzte Wort sein; die Tatsache der Vielsprachigkeit verlangt nach einer positiven Deutung, die nach ihnen allererst das wahre Wesen der Sprache freilegt. Diese positive Deutung stellt sich sofort ein, wenn man davon ausgeht, daß das jeweils Erfahrene, Erkannte und Empfundene uns gerade nicht in der behaupteten Unabhängigkeit von der Sprache gegeben ist, sondern als das, was es ist, nur innerhalb und auf Grund sprachlicher Formgebung aufleuchtet. Die Sprache erweist sich dann als der einzige Weg, vermittels dessen wir von uns selbst und den Dingen der Welt ein Gegenstandsbewußtsein haben. Wäre nicht Sprache, bliebe uns die Welt, wie dem Tier, ein Buch mit sieben Siegeln, könnten wir nicht darüber nachdenken, was etwas ist und wie es mit anderem zusammenhängt. Allein Sprache erschließt Welt, und zwar indem sie Welt gestaltet. Ist dem aber so, dann hat die Vielheit der Sprachen ihren Sinn darin, daß uns erst in ihr der ganze Reichtum von Welt und Menschheitsgeschichte offenbar wird. Jeweils sprachlich vorgeprägt und nur in sprachlichem Gewand in Erscheinung tretend, müssen die uns begegnenden Dinge um so gehaltvoller sein, je vielfältiger dieses Gewand, d. h. die Anzahl der Sprachen ist. Oder auch so: Jede Sprache bringt dann Seiten und Eigentümlichkeiten des Besprochenen zum Vorschein, die ohne sie für immer verborgen blieben. Einsprachigkeit wäre hier zwar eine Vereinfachung, aber um den Preis, daß sie wirklich alles „einfacher“, sprich ärmer, enger und blasser machen würde.

Es ist in der Tat so: Jede Sprache stellt eine eigene „Weltansicht“ (Humboldt) dar, die sich zwar mit anderen überschneidet, aber nie mit ihnen zur Deckung kommt. Als Beweis dafür kann die Erfahrung gelten, die jeder Übersetzer macht, wenn er einen Text in eine andere Sprache überträgt: Bei aller Austauschbarkeit der Wörter bleibt doch eine letzte Schicht unübersetzbar. Bruno Liebrucks hat das einmal sehr schön so ausgedrückt: „Wenn ein französisches Mädchen ‚merci‘ sagt, so ist damit etwas anderes, wenn auch nicht nur etwas anderes ‚gemeint‘, als wenn ein deutsches Mädchen ‚danke‘ sagt.“⁴ Der auf diese Weise verbleibende „Rest“ ist gewiß sehr verschieden je nach Verwandtschaftsgrad der Sprachen, aber auch je nachdem, ob es sich um die Übersetzung eines lyrischen Gedichts oder einer wissenschaftlichen Erörterung handelt. Darüber braucht hier nicht weiter gesprochen zu werden.

Entscheidend ist vielmehr, daß dieses unaufhebbar Eigene einer Sprache nicht einen Mangel oder gar einen Fluch anzeigt, sondern Ausdruck der unendlichen Gestaltungsfülle von Welt und Leben ist. So gesehen ist jede Sprache der Hege und Pflege wert, zwar auch als Verständigungsmittel, aber sehr viel tiefer doch, weil sich in ihr ein so nicht wiederkehrendes menschliches Selbst- und Seinsverständnis enthüllt. Allerdings kann das dem einzelnen nur in dem Maß zu Bewußtsein kommen und für ihn eine Bereicherung werden, wie er nicht in der Perspektive nur einer Sprache befangen bleibt, sondern den Blick, so weit wie

möglich, auch auf andere Sprachen hin öffnet. Wahre, im umfassenden Sinn „humanistische“ Bildung ist darum für Humboldt wesentlich fremdsprachliche Bildung, die aber gegründet sein muß auf das innerlichst erfahrene Leben und Weben der Muttersprache.

Mundart als Aufgabe

Die vorangegangenen Überlegungen stehen dem Thema Mundart nicht so fern, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Auch wenn der Name selbst nicht gefallen ist, ist der Sache nach über die Frage mundartlichen Eigenwerts bereits mitentschieden. Mit den Mundarten verhält es sich nämlich in verkleinertem Maßstab ähnlich wie mit den bis jetzt angesprochenen Einzelsprachen; sie sind gleichsam Einzelsprachen innerhalb einer – nun tatsächlich existierenden – Gemeinsprache, der sogenannten Hoch- (oder auch Schrift-)Sprache. Die Ergebnisse von vorhin brauchen also gewissermaßen nur auf das Mundartfeld übertragen bzw. auf dieses hin konkretisiert zu werden.

Demgemäß gilt nun: Die Mundarten wären bar jedes Eigenwerts, sie müßten für überflüssig, ja für schädlich erklärt werden, hätte die Theorie recht, daß Sprache bloßes Verständigungsmittel ist. Sprache als nachträgliche Zutat bzw. bloßes Mitteilungs-„Werkzeug“, das auf das Mitgeteilte keinerlei Einfluß hat, müßte der Hochsprache eine alles überragende Vorrangstellung einräumen. Ist es nämlich von der Sache her gesehen gleichgültig, in welcher sprachlichen „Hülle“⁵ sie ausgesagt wird, dann wäre es unsinnig, nicht gleich jene Sprache zu wählen, die von der ganzen Sprachgemeinschaft verstanden wird: die Hochsprache. Offensichtlich haben in den letzten Jahrzehnten viele so gedacht; denn wie hätten sie sonst in so großer Zahl der Mundart den Rücken kehren können.

Besagte Vorrangstellung verliert aber bereits einiges an Glanz, wenn man bedenkt, daß die Hochsprache ursprünglich selbst eine Mundart war bzw. aus mundartlichen Quellen herausgewachsen ist. In ihrer schließlichen, von Mundarteinschlägen gereinigten Form ist sie praktisch eine Kunstsprache, die nur von wenigen, besonders Ausgebildeten beherrscht wird. In dieser Form lebt sie eigentlich gar nicht, Leben gewinnt sie erst als sogenannte Umgangssprache, die nie ganz von so oder so gearteten mundartlichen Färbungen frei ist. Gleichwohl bewahrt sie ihren übermundartlichen Charakter, der sie gegenüber jeder Mundart als eigenen, neuen Sprachbereich ausweist. Indem sie darñ aber nach wie vor der Mundart verpflichtet bleibt, kann von einem Gegensatz zwischen beiden Sprachen keine Rede sein. Kurzum: Weder Herkommen noch Artung der Hochsprache berechtigen dazu, in der Mundart eine mindere Sprache zu sehen. Sie ist zwar nicht so umfassend wie jene, aber dafür ist sie die urtümlichere, „leibhaftigere“ Sprache.

In ihrem ganzen Eigenwert enthüllt sich die Mundart aber erst, wenn man sie vor dem Hintergrund des vorhin gekennzeichneten Wesens der Sprache sieht. Ist Sprache im tiefsten und letzten welterschließende Weltgestaltung, dann tut sich auch in jeder Mundart eine besondere, nur ihr eigene Sicht von Dingen und Menschen auf, zeigt die Welt Züge und Eigentümlichkeiten, die uns auf ewig verschlossen blieben, gäbe es diese bestimmte Mundart nicht. Wie jede Sprache bedeutet auch Mundart kulturelle Tradition, nimmt sie den, der sie spricht, in eine lebendige, so nicht wiederkehrende Geschichte hinein. In ihren Formen und Inhalten ist sie Ausdruck geglückten und bewährten Lebensvollzugs, gleichsam ein aufgeschlagenes Buch der Lebensweisheit. Ist man von früh an in ihr aufgewachsen, kann sie gar zum seelisch-geistigen Wurzelgrund werden, zu einem Hort der Geborgenheit, der nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auch auf die Zukunft hin Halt und Wegweisung gewährt.

Die Mundart hat in dieser Hinsicht sogar gewisse Vorzüge der Hochsprache gegenüber, die, weil sie allgemeiner ist, das konkret gelebte Leben nur in ausgewählten Zügen, gleichsam verdünnt zur Darstellung bringt. Die Mundart ist hingegen dem Leben unmittelbar zugehörig, und damit hängt dann auch die eigentümliche Schwierigkeit zusammen, sie einigermaßen zutreffend schriftlich zu fixieren. Schriftliche Kundgabe schließt immer eine gewisse Schablonisierung ein, die sich um so nachteiliger auswirkt, je individueller bzw. situationsbezogener eine Sprache ist. Das heißt aber: Mundart ist gesprochene Sprache oder sie ist nichts. Als gesprochene Sprache ist sie dann auch für Wandel und Weiterentwicklung offen, können ihr aus dem gelebten Leben neue, eigentümliche Sicht- und Sageweisen zuwachsen. Andernfalls degeneriert sie unweigerlich zum toten Museumsbestand.

Hier liegt eine spezifische Gefahr der heutigen Mundartwelle. Diese greift gewiß vieles auf, was bereits der Vergessenheit anheimgefallen war. Aber trägt sie auch dazu bei, daß Mundart weiterhin gesprochen wird? Je mehr sich der Eifer auf mundartliches Sprachgut konzentriert, das überlebten Lebensformen angehört, um so nachhaltiger stellt sich der Eindruck ein, daß es sich bei der Mundart um Gewesenes und nur Gewesenes handelt. Der Zuhörer oder Leser ist über solche Beiträge vielleicht amüsiert, aber mit dem Ergebnis, daß er nun von der Mundart erst recht Abschied nimmt.

Mundart ist auf Sensationsmake, auf Hit-Mentalität nicht angewiesen, weil sie im Wesen der Sprache selbst gründet. Nur soweit sich ihre gegenwärtigen Verfechter diesem Tatbestand verpflichtet wissen und ihn in lebendigem Sprechen konkret werden lassen, kann sich das vielfältige Werben für die Mundart segensreich auswirken. Dazu gehört dann auch, daß sich Begeisterung nicht zu Fanatismus verhärten darf. Wie jede Sprache kann auch eine Mundart in dem ihr Eigenen nur ermessen werden, wenn der Blick zugleich über sie hinausgeleitet wird: zu anderen Mundarten, zur Hochsprache, vielleicht sogar zu frem-

den Sprachen hin. Die Hochsprache verdient in diesem Zusammenhang besondere Beachtung. Drückt sich doch in ihr das Denken und Fühlen der ganzen Sprachgemeinschaft, die der ganzen Nation eigentümliche „Weltansicht“ aus. Als solche erschließt sie Bereiche und Aspekte, die über den Rahmen einer einzelnen Mundart weit hinausgehen, aber gerade dadurch das mundartliche Eigen- gut zum Aufleuchten bringen. Um es durch einen – freilich etwas hinkenden – Vergleich zu verdeutlichen: Das rechtwinkelige Dreieck stellt gegenüber dem spitzwinkligen und stumpfwinkligen gewiß etwas Eigenes dar. Aber dieses Eigene kann mir als Eigenes nur bewußt werden, indem ich es vor dem Hintergrund des umfassenderen Begriffs „Dreieck überhaupt“ sehe.

Nicht nur um ihrer selbst, sondern auch und gerade um der Erfahrung mund- artlichen Eigenseins willen kann also auf eine gleichzeitige, möglichst gediegene hochsprachliche Bildung nicht verzichtet werden. Das heißt aber dann auch, daß nicht geschehen darf, was in unserem Massenmedien-Zeitalter nahezu an der Tagesordnung ist: daß Mundart und Hochsprache weithin miteinander ver- mischt, buchstäblich ineinandergemengt werden. Dadurch geht gerade das ver- loren, was beide Sprachen als weltgestaltend-welterschließenden Eigenbeitrag zu leisten berufen sind; die eine wird auf Kosten der anderen und die andere auf Kosten der einen auf eine profil- und konturlose Mittellage hin nivelliert. Soll das Ergebnis davon nicht geistige Abstumpfung sein, muß dafür gesorgt wer- den, daß die Hochsprache bei allen mundartlichen Schattierungen, die ihr zu eigen sind, wirklich Hochsprache und die Mundart wirklich Mundart bleibt.

Weder also ein Entweder-Oder noch ein Beides-Ineinander, sondern allein ein unterscheidendes Sowohl-Als-auch vermag dem Eigenwert der Mundart ge- recht zu werden. Erst und nur in dieser Sicht enthüllt sie sich als das, was sie ihrer tiefsten Sinnbestimmung nach ist: ein kostbarer, zu hütender und zu för- dernder Bestandteil jener Gabe, die den Menschen mehr als irgendeine andere zum Menschen macht: der Sprache.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. zu den folgenden Ausführungen: J. Nosbüsch: Der Mensch als Wesen der Sprache. Eine problem- geschichtliche Erörterung in systematischer Absicht (Meisenheim 1972).

² „Belehrendes Werkzeug“ wird die Sprache erstmals im Dialog „Kratylos“ von Platon genannt (Nr. 388). Augustinus, der sich sonst eng an Platon anschließt, läßt selbst das nicht gelten. Laut seiner Schrift „De magistro“ ist nur einer unser Lehrer: Christus. Worte laden höchstens dazu ein, eine Sache zu suchen, die aber auf andere Weise gefunden wird.

³ Statt vieler Einzelbelege vgl. hierzu wieder J. Nosbüsch, Der Mensch als Wesen der Sprache, 36–79.

⁴ In: Zschr. f. Pädagogik, Beiheft 7: Sprache und Erziehung (Weinheim 1968) 29.

⁵ Der Ausdruck „Hülle“ findet sich u. a. in: Grundlagen der marxistischen Philosophie (Berlin [Ost] 1966) 157.